

UWE KLUSSMANN / JOACHIM MOHR (HG.)

DAS KAISER REICH

Deutschland
unter preußischer Herrschaft
Von Bismarck bis Wilhelm II.



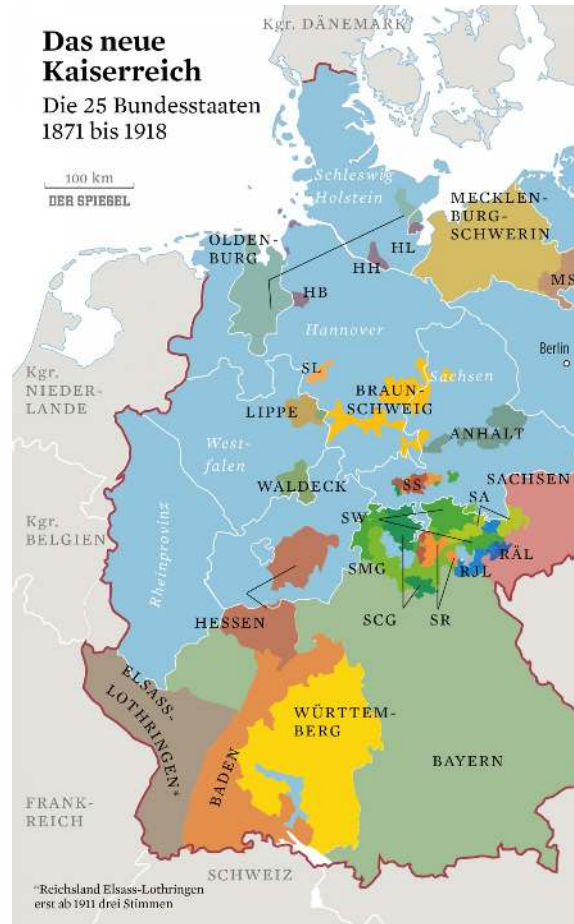
DVA

SPIEGEL
BUCHVERLAG

Das neue Kaiserreich

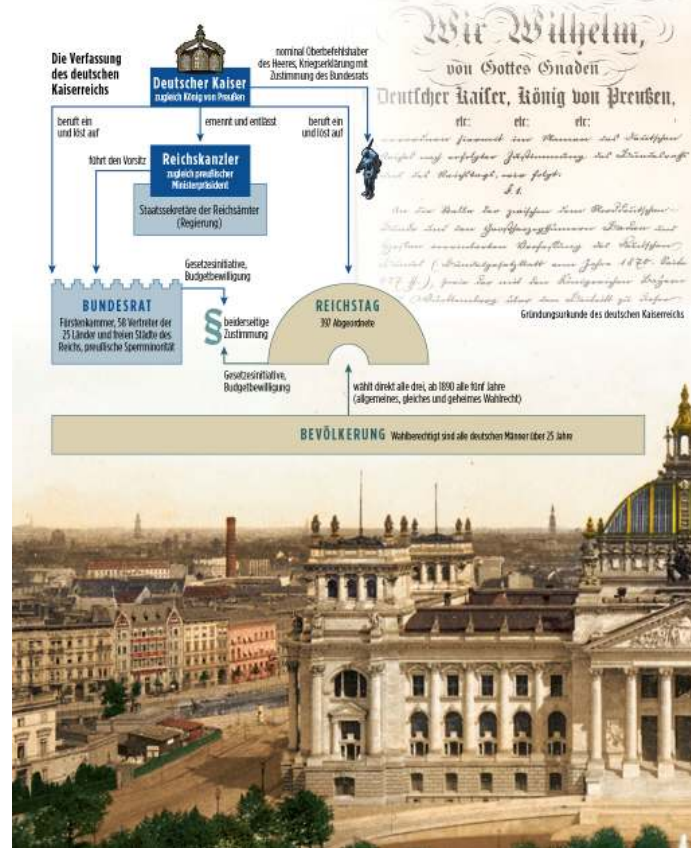
Die 25 Bundesstaaten
1871 bis 1918

100 km
DER SPIEGEL

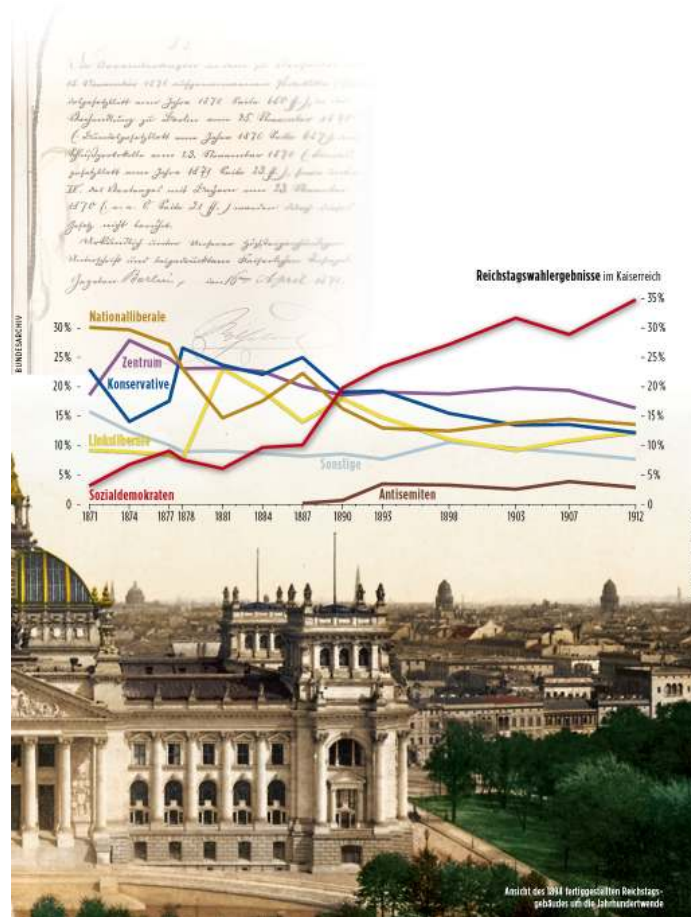




Alle Macht den Preußen



So preußisch wie möglich geriet die Verfassung des deutschen Kaiserreichs nach dem Willen Bismarcks, zugleich aber doch so demokratisch wie nötig, schon allein um die Zustimmung liberaler Kräfte zu erlangen. Heraus kam eine staatliche Ordnung mit Widersprüchen und Ungereimtheiten. Einerseits durften die männlichen Bürger so frei und geheim ihre Volksvertreter wählen wie kaum irgendwo sonst in Europa; andererseits war die Macht des Parlaments begrenzt: Die Abgeordneten durften an der Gesetzgebung mitwirken, Vorlagen mussten aber auch vom Bundesrat verabschiedet werden, der Vertretung der Länderregierungen. Weder Kaiser noch Reichskanzler waren verpflichtet, ihre Politik gegenüber dem Parlament zu verantworten, obwohl sie häufig eine Mehrheit im Reichstag benötigten. Wichtigstes Instrument der Abgeordneten war das Haushaltsrecht.



Trotz der Knebelungen, die Bismarck der Volksvertretung auferlegte, nahm die Bedeutung von Parteien und Parlament im Kaiserreich allmählich zu. Einen steilen Aufstieg verzeichneten die Sozialdemokraten, obwohl sie zeitweilig verfolgt und auch durch das Wahlrecht benachteiligt wurden: Weil die städtische, eher linke Bevölkerung stark zunahm, während die Wahlkreise gleich blieben, kam es zu grotesken Unterschieden in der Repräsentation: 10700 Wahlberechtigte des Kreises Schaumburg-Lippe schickten 1912 ebenso einen Abgeordneten ins Parlament wie 338900 Wahlberechtigte aus Teltow bei Berlin.

Uwe Klußmann und Joachim Mohr (Hg.)

DAS KAISERREICH

Deutschland
unter preußischer Herrschaft
Von Bismarck bis Wilhelm II.

Stefan Berg, Georg Bönisch, Annette Bruhns,
Thomas Darnstädt, Dinah Deckstein, Carmen Eller,
Annette Großbongardt, Katja Iken, Nils Klawitter,
Ulrike Knöfel, Gunther Latsch, Kathrin Maas,
Bettina Musall, Norbert F. Pötzl, John C. G. Röhl,
Johannes Saltzwedel, Michael Sontheimer,
Thilo Thielke, Rainer Traub, Andreas Wassermann

Deutsche Verlags-Anstalt

Der Inhalt dieses E-Books ist urheberrechtlich geschützt und enthält technische Sicherungsmaßnahmen gegen unbefugte Nutzung. Die Entfernung dieser Sicherung sowie die Nutzung durch unbefugte Verarbeitung, Vervielfältigung, Verbreitung oder öffentliche Zugänglichmachung, insbesondere in elektronischer Form, ist untersagt und kann straf- und zivilrechtliche Sanktionen nach sich ziehen.

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten, so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung, da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.

Die Texte dieses Buches sind erstmals in dem Heft
»Das Deutsche Kaiserreich. 1871 bis 1914: Der Weg in die Moderne«
(Heft 3/2013) aus der Reihe SPIEGEL GESCHICHTE erschienen.

1. Auflage
Copyright © 2014 Deutsche Verlags-Anstalt, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH,
Neumarkter Str. 28, 81673 München.
und SPIEGEL-Verlag, Hamburg
Alle Rechte vorbehalten
Typografie und Satz: DVA/Brigitte Müller
Gesetzt aus der Caslon
ISBN 978-3-641-14645-0
V002

www.dva.de

Inhalt

VORWORT

TEIL I

DIE ERSTE DEUTSCHE EINHEIT

»Eine Revolution von oben«

Ein Staat aus Blut und Eisen

Rauch über den Wäldern

Schneidige Untertanen

TEIL II

UNRUHE IM OBRIGKEITSSTAAT

Jongleur mit fünf Kugeln

Ein preußischer Sozialist

Das Dreikaiserjahr

Der Nachtfalter

Fabelhafter Wälzer

Bissige Bulldogge

TEIL III

SPRUNG IN DIE MODERNE ZEIT

Wildwest im Ruhrgebiet

Die Geldmaschine

Der rastlose Bruder

Treibstoff aus der Apotheke

Dem Himmel entgegen

Die bürgerliche Feministin

Seuche aus der Elbe

Im Anzug an den Strand

TEIL IV

AUFSTREBENDE WELTMACHT

»Mund halten, Schiffe bauen«

Mit Grog und Geschenken

Abrechnung mit der Monarchie

TEIL V

KULTURELLER UMBRUCH

»Im Liede stark, deutsch bis ins Mark«

Starkult für alle

Nebel der Ewigkeit

Der Herzenspreuße

Ästhetik des Untergangs

»Männermordendes Schlachten«

ANHANG

Chronik 1870–1918

Buchhinweise

Autorenverzeichnis

Dank

Personenregister

VORWORT

Was sich am 18. Januar 1871 im Spiegelsaal des Schlosses Versailles bei Paris im Angesicht gezückter Säbel abspielte, war die Feier der ersten deutschen Einheit. Deutsche Fürsten und Militärs riefen nach dem Sieg deutscher Truppen über Frankreich den preußischen König Wilhelm I. zum Deutschen Kaiser aus.

Damit entstand eine kommende Großmacht, deren Einwohnerzahl bis 1914 von 41 auf 67 Millionen Menschen wuchs. Der neue Staat, das Deutsche Reich, entfesselte gewaltige Kräfte. Beflügelt von technischen Neuerungen, nahm insbesondere die Stahl- und Elektroindustrie einen rasanten Aufschwung. Das Reich rüstete auf, errichtete eine Flotte; Politiker wie der spätere Reichskanzler Bernhard von Bülow tönten von einem »Platz an der Sonne«.

Innenpolitisch war das Reich von Preußen dominiert, wo Gutsbesitzer und Militärs sich ihre Privilegien durch ein Dreiklassenwahlrecht sicherten. Militarismus und Untertanengeist prägten das gesellschaftliche Klima. Das Deutsche Reich war keine Demokratie; Wilhelm I., Kaiser bis zu seinem Tode 1888, hielt von Mitbestimmung des Volkes nichts. Die Untertanen liebten ihn dennoch, weil er den lange gehegten Traum von der Einheit des Landes erfüllt hatte. Verehrt im Volk wurde auch Otto von Bismarck, der »Eiserne Kanzler«, der sich rühmte, die Einheit »mit Eisen und Blut« herbeigeführt zu haben.

So konservativ geprägt Bismarck auch war, entschloss er sich dennoch zu wichtigen Schritten der Modernisierung. Mit einem erheblichen Aufwand an Organisation und Finanzen schuf er ab 1883 eine Krankenversicherung, der später auch eine Unfall- und Rentenversicherung folgte. Er sah sich dabei nicht in erster Linie als Wohltäter, sondern als eine Art »politischer Deichgraf«, so der emeritierte Professor für Geschichte Michael Stürmer. Bismarck wollte durch die eigene Einführung der Sozialversicherungen insbesondere die aufstrebenden Sozialdemokraten schwächen.

Historiker Stürmer, Autor des Standardwerkes »Das ruhelose Reich«, diskutiert mit den Herausgebern Bismarcks »Revolution von oben«. Der Reichskanzler bekämpfte die Sozialdemokraten, die, so Stürmer, »damals noch nicht wussten, ob sie eine revolutionäre oder eine reformistische Partei sein sollten«. Stürmer zieht das Fazit, dass das Kaiserreich unter dem »großsprecherischen« Kaiser Wilhelm II., dem »wohl etwas Pathologisches« angehaftet habe, schließlich »am Rande des Abgrunds balancierte«. Zu einer kritischen Bewertung der Rolle von Wilhelm II. kommt auch der britische Historiker John C. G. Röhl, Autor einer dreibändigen Biografie des preußischen Herrschers. Er sieht den Kaiser als politischen Hasardeur, der auf einen Krieg zusteuerte.

Viele Deutsche liebten im Kaiserreich das Soldatenspielen, steckten ihre Kinder in Matrosenanzüge und erfreuten sich an gewagten Aktionen, wie der Entsendung des Kanonenbootes »Panther« in den Hafen von Agadir in Marokko, den sogenannten »Panthersprung nach Agadir«. Gegen den Militarismus einschließlich der Soldatenquälereien kämpfte die Sozialdemokratische Partei Deutschlands unter ihrem berühmten Vorsitzenden August Bebel, der 1913 starb. Bebel warnte unermüdlich, das Kaiserreich treibe »mit offenen Augen dem Verhängnis entgegen«. Den Aufstieg des Drechslergesellen Bebel zum »Arbeiterkaiser«, wie ihn viele nannten, beschreibt dieses Buch ausführlich. Bebel gelang es, die Sozialdemokratie trotz einer zwölf Jahre langen Verbotszeit bei der Reichstagswahl 1912 mit 34,8 Prozent der Stimmen zur stärksten deutschen Partei zu machen.

Wie sehr der preußische Sozialist Bebel selbst Menschen mit konservativer Prägung beeindruckte, zeigt der Schriftsteller Theodor Fontane, dessen Verhältnis zum Kaiserreich SPIEGEL-Autorin Bettina Musall schildert. Musall recherchierte im Fontane-Archiv, der Villa Quandt in Potsdam. Fontane, von der Selbstsucht und Borniertheit des preußischen Adels zunehmend enttäuscht, lässt in seinem Roman »Der Stechlin« eine Romanfigur den Sozialisten Bebel als »Mann von Gesinnung und Intelligenz« würdigen.

Ein Beitrag von SPIEGEL-Redakteur Stefan Berg beschreibt die Anfänge des Massentourismus auf der Insel Usedom in den drei »Kaiserbädern« Heringsdorf, Ahlbeck und Bansin. Schritte ins moderne 20. Jahrhundert ging das Kaiserreich auch mit dem beginnenden Siegeszug moderner Fortbewegungsmittel, des Automobils und des Luftschiffs.

Von der kulturellen Aufbruchstimmung jener Zeit berichtet die SPIEGEL-Redakteurin Ulrike Knöfel in ihrem Porträt der Maler Franz Lenbach, Franz Stuck und Max Liebermann. Dem staatstragenden Lenbach, der Bismarck mehr als achtzigmal porträtierte, stellt sie den Freigeist Liebermann gegenüber. Der, so die Autorin, »brachte das Licht in die deutsche Malerei«, er zeigte einfache Menschen auf dem Lande, gestaltete sie naturalistisch. Seine Meisterschaft führte ihn zu einer Professur an der Königlichen Akademie der Künste in Berlin.

Zeugnis von den geistigen Strömungen des Kaiserreiches gibt der Beitrag von SPIEGEL-Autor Johannes Saltzwedel über den Philosophen Friedrich Nietzsche und den Komponisten Richard Wagner. Die beiden Künstler, so seine These, verband ästhetische Radikalität, die im Widerspruch zur Repräsentationskunst des Kaiserreiches stand. Vor allem in der Philosophie Nietzsches sieht er eine Abkehr von der hohlen Selbstzufriedenheit vieler Zeitgenossen. Nietzsches innerer Zweifel am äußeren Aufschwung schlug sich in Schlagwörtern nieder wie der »Umwertung aller Werte« und dem »Willen zu Macht«, die über die Kaiserzeit hinauswiesen. Doch Saltzwedel warnt davor, die vielschichtigen Künstler Nietzsche und Wagner schlicht als Vordenker deutscher Katastrophen zu verteufeln.

Am Schluss des Buches erhalten zeitgenössische Autoren das Wort, die den Ersten Weltkrieg je nach Gesinnung vorausahnten oder herbeisehnten. Einer von ihnen, Friedrich Engels, prognostizierte schon 1887, noch zu Zeiten Kaiser Wilhelms I., ein durch Krieg bedingtes revolutionäres Ende des deutschen Kaiserreiches und einen »Zusammenbruch der alten Staaten und ihrer traditionellen Staatsweisheit«. Ganz unvorhersehbar war die kommende Katastrophe nicht.

Hamburg, im Sommer 2014

Uwe Klußmann und Joachim Mohr

TEIL I

DIE ERSTE DEUTSCHE EINHEIT

»Eine Revolution von oben«

Der Historiker Michael Stürmer erklärt Bismarcks Vorgehen gegen Katholiken und Sozialdemokraten und kritisiert die These vom deutschen Sonderweg als »Plattitüde«.

*Das Gespräch führten die Redakteure
Uwe Klußmann und Joachim Mohr.*

SPIEGEL: Professor Stürmer, das Deutsche Kaiserreich wurde nach blutigen Kriegen im Jahr 1871 gegründet. Wie reagierten die Bürger damals auf den neuen Staat?

Stürmer: Zunächst einmal sehr gegensätzlich, im Norden zum Beispiel deutlich anders als im Süden. Die Preußen, die eine Vormachtstellung im neuen Reich genossen, waren sehr viel glücklicher als die Süddeutschen. Auch im Westen gab es starke Vorbehalte. Die kann man sogar noch bei Konrad Adenauer, dem ersten Kanzler der Bundesrepublik, finden. Adenauer hat gesagt, es sei ein großes Unglück gewesen, dass man 1815 beim Wiener Kongress den Westen zu Preußen geschlagen hatte in Gestalt der Provinzen Rheinland und Westfalen.

SPIEGEL: Viele Menschen waren 1871 also gar nicht besonders begeistert?

Stürmer: Es gab ja niemals eine Abstimmung. Auch Karl Marx und Friedrich Engels haben die Reichsgründung als Revolution von oben betrachtet – und damit hatten sie recht. Von liberaler Seite wurde Reichsgründer Otto von Bismarck auch als weißer Revolutionär bezeichnet. Und Revolutionen pflegen nicht unter allgemeinem Beifall stattzufinden.

SPIEGEL: Einzelne Herrscher – Könige, Fürsten, Großherzöge, die Senate der Hansestädte – in den insgesamt 25 Bundesstaaten standen dem neuen Nationalstaat ebenfalls kühl gegenüber.

Stürmer: Ja, der bayerische König Ludwig II. konnte nur durch Millionen dazu bewogen werden zuzustimmen. Er hat dann seinem Vetter, dem

preußischen König Wilhelm I., die deutsche Kaiserkrone angetragen. Das war eine geheime Aktion Bismarcks.

SPIEGEL: Aber was hielt das Reich dann zusammen?

Stürmer: Der Klebstoff der Einheit waren Kohle und Stahl, um John Maynard Keynes zu zitieren, aber auch das Blut, das im Deutsch-Französischen Krieg 1870/71 vergossen worden war. Denn nicht nur die preußischen, auch die bayerischen, württembergischen und badischen Truppen hatten große Verluste erlitten.

SPIEGEL: Welche Zukunft sah Bismarck 1871 für das neue Kaiserreich voraus?

Stürmer: Er hielt es nicht für stabil, er hat sich immer wieder tief pessimistisch geäußert.

SPIEGEL: Welche Probleme des Kaiserreichs waren denn in seiner Gründung schon angelegt?

Stürmer: Erst einmal war da das gewaltige Übergewicht Preußens gegenüber den anderen Bundesstaaten. Preußen umfasste mehr als drei Fünftel des Gebiets und verfügte über einen fast ebenso großen Anteil der Bevölkerung. Zudem hatte Preußen die Industrie, die Erze und Kohle aus Schlesien sowie Berlin als dynamisches Zentrum und Verkehrsknotenpunkt.

SPIEGEL: Was gefährdete darüber hinaus den Zusammenhalt?

Stürmer: Es herrschte im Reich der religiöse Gegensatz zwischen Protestanten und Katholiken. Bismarck, der geschichtlich in der Welt des 18. Jahrhunderts verwurzelt war, hat diese Rivalität noch als etwas sehr Kraftvolles gesehen, etwas, das ja im 20. Jahrhundert dann weitgehend verschwunden ist. Und er sah die sozialen Fragen! Warum hat Bismarck seit 1883 eine moderne und kostspielige Sozialpolitik eingeführt? Er wollte das Reich stabilisieren, die sozialen Forderungen erfüllen, die er für berechtigt hielt, und damit den Sozialdemokraten, machtpolitisch gesprochen, Schuhe und Strümpfe stehlen.

SPIEGEL: Bereits kurz nach der Reichsgründung ging Bismarck mit Repressalien gegen die katholische Kirche und die mit ihr verbundene

Zentrumspartei vor, er entfesselte den sogenannten Kulturkampf. Brauchte das Reich für seinen Zusammenhalt einen inneren Feind?

Stürmer: Schon bei Machiavelli können Sie nachlesen, dass ein gemeinsamer Feind außerordentlich verbindend wirkt.

SPIEGEL: Der Kulturkampf war also, aus Bismarcks Sicht, ein notwendiges Übel?

Stürmer: Den Kulturkampf muss man kritisieren, aber man sollte ihn nicht dämonisieren. Die Säkularisierung Frankreichs etwa vollzog sich während der Französischen Revolution mit Massenmorden; der Kulturkampf im Deutschen Kaiserreich war eine sehr gemäßigte Wiederholung davon. Bismarck wollte die Kirche disziplinieren, ihren Einfluss zurückdrängen. Die herbe Kritik vieler meiner Historikerkollegen kann ich nicht teilen. Keiner von ihnen würde doch gern in einem Land leben, in dem die Kirche etwa über Ehescheidungen bestimmt. Das war aber damals so.

MICHAEL STÜRMER

Der emeritierte Professor für Mittlere und Neuere Geschichte an der Universität Erlangen-Nürnberg ist Autor des Standardwerks »Das ruhelose Reich« (Siedler Verlag). In den achtziger Jahren war er Berater von Bundeskanzler Helmut Kohl; seit 1989 schreibt er für die Tageszeitung »Die Welt«. Stürmer, geboren 1938, lebt in Berlin.

SPIEGEL: Ab Ende der siebziger Jahre des 19. Jahrhunderts bekämpfte Bismarck mit den sogenannten Sozialistengesetzen die Sozialdemokraten. Fürchtete der Reichskanzler eine rote Parlamentsmehrheit?

Stürmer: Angst machen ist immer produktiv in der Politik. Wobei Bismarck nicht wirklich fürchtete, dass es in seiner Lebenszeit zu einer roten Republik kommen könnte. Aber er hat das Bild wiederholt beschworen. Deswegen hat er auch die herrschenden Klassen kritisiert, den Adel wie die Bourgeoisie. Die, die was haben, arbeiten nicht, die Hungrigen aber sind fleißig und werden uns fressen, hat er gewarnt.

SPIEGEL: Was tat er dagegen?

Stürmer: Er war ja ein Deichgraf, und dementsprechend hat er politische Deiche gebaut. Der wichtigste Deich gegen die Linken war die

Sozialgesetzgebung, also die Einführung der Kranken-, Unfall- und Invaliditätsversicherung. Das hat sozialen und nationalen Zusammenhalt geschaffen.

SPIEGEL: Erst einmal ging Bismarck auf harte Konfrontation, er hat Sozialdemokraten verfolgt, Gewerkschafter drangsaliert, ihre Vereine verboten.

Stürmer: Auch die Sozialistengesetze muss man in eine historische Perspektive stellen. Es hat zwei Attentate auf Wilhelm I. gegeben. Und 1871 hatten sich die Sozialdemokraten von der revolutionären Pariser Kommune begeistert gezeigt, allen voran August Bebel, auch »Arbeiterkaiser« genannt. Das empfand Bismarck als einen Angriff.

SPIEGEL: Aber die Sozialdemokraten waren im Reichstag isoliert, für die anderen Parteien nicht koalitionsfähig. Wie sollten sie eine Gefahr darstellen?

Stürmer: Bismarck dachte an die Zukunft und den schlimmsten Fall. Die Sozialdemokraten wussten damals noch nicht, ob sie eine revolutionäre oder reformistische Partei sein wollten, also einen radikalen Umsturz oder schrittweise Reformen anstreben sollten. Dabei wuchsen sie enorm, 1890 bekamen sie bei der Reichstagswahl schon 20 Prozent. Aus Bismarcks Sicht war das ein bedrohlicher politischer Tsunami. Den wollte er stoppen.

SPIEGEL: Der Reichskanzler hat sich immer wieder gegen den Kaiser und die Regierung durchgesetzt, indem er mit einem Staatsstreich gedroht hat, einer Art Militärdiktatur.

Stürmer: Bismarck spielte ab und zu mit der Möglichkeit eines Staatsstreichs. Es hätte bedeutet, die Rechte des Parlaments einzuschränken oder gar aufzuheben. Ob Bismarck wirklich so weit gegangen wäre, ist aus heutiger Sicht schwer zu sagen. Ich glaube das ja. Aber Abschreckung beruht nun einmal vor allem darauf, dass man eine Drohung glaubt.

SPIEGEL: Im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts sind moderne Verkehrs- und Kommunikationsmittel aufgekommen: die Eisenbahn, der Telegraf, das Telefon. Damit konnten Ländergrenzen überwunden werden, die Staaten in Europa rückten enger zusammen. Erkannten die damaligen

Eliten nicht, dass nur gemeinsame europäische Stabilität für Wohlstand sorgen würde?

Stürmer: Die staatlichen Eliten waren noch nicht in der Lage, in Richtung eines zusammenwachsenden Europas zu denken. Der Gedanke eines politisch geeinten Kontinents, der ja auch heute noch sehr fragil ist, war ihnen fremd. Unternehmer und Banker agierten hingegen bereits grenzüberschreitend. Die verrufenen Kapitalisten waren den politischen Denkern weit voraus.

SPIEGEL: Hat die Verfassung des Kaiserreichs die grundsätzliche Frage, wer der Souverän im Staat sein soll, der Fürst oder das Volk, offengelassen?

Stürmer: Ja, natürlich, das hat sie – und das war sehr klug. Wenn man eine Frage nicht lösen kann, muss man sie offenlassen. Es gibt viele Beispiele aus der Geschichte, bei denen es so war. Schauen Sie, im Viermächteabkommen von Berlin 1971 zwischen den USA, Großbritannien, Frankreich und der Sowjetunion mitten im Kalten Krieg wird immer nur vom »relevant territory« gesprochen. Die Westmächte und die Sowjetunion verstanden jeweils etwas anderes unter der Bezeichnung. Und allen Beteiligten war das klar. Der Kaiser oder der Reichstag – im Kaiserreich ein stetiger Streitfall.

SPIEGEL: Auch das Verhältnis zwischen Preußen und den anderen Bundesstaaten war nicht eindeutig geklärt.

Stürmer: Preußen war damals die Staatsmaschine, ohne dass es so in der Verfassung stand. Die preußischen Minister waren etwa den Reichsämtern vorgeordnet. Heute sind Bundesminister protokollarisch natürlich höher eingestuft als Landesminister.

SPIEGEL: Die politische Führung des Reichs war von der militärischen Leitung so gut wie abgeschnitten, es gab kaum eine Zusammenarbeit.

Stürmer: Das stimmt. Es war ein großes Defizit, dass die politische und die militärische Spitze des Staates meist nicht wussten, was die andere plante und welche Folgen dies haben könnte.

SPIEGEL: Nach der Ära Bismarck, ab 1890, setzte sich im Kaiserreich eine zunehmend aggressive Außenpolitik durch. Was waren die Ursachen?

Stürmer: Vorsicht. Reichskanzler Leo von Caprivi hat mit Großbritannien den Helgoland-Sansibar-Vertrag ausgehandelt, den Handelskrieg mit Russland beendet. Zuvor, als General und Chef des Reichsmarineamts, sagte er: »Je weniger Afrika, desto besser für uns.« Aber es gilt leider auch: Die hohen Militärs wurden als Halbgötter verehrt. So konnte etwa Ludwig von Moltke, ein schwacher Charakter und inkompetenter Offizier, nur aufgrund seines Namens und des damit verbundenen Mythos Chef des Generalstabes werden. Und über ihm stand dann nur noch der oberflächliche und buchstäblich unverantwortliche Kaiser Wilhelm II. Es herrschte damals ein gedankenloser Geist, den Carl Zuckmayer im Drama »Der Hauptmann von Köpenick« und Heinrich Mann in seinem Roman »Der Untertan« treffend karikiert und kritisiert haben.

SPIEGEL: War Wilhelm II. ein Unglück für das Reich?

Stürmer: Sein Großvater Wilhelm I. hatte wenigstens noch gesagt: »Ich verstehe die große Politik nicht, Sie, Bismarck, verstehen das alles besser, machen Sie es.« Doch sein großsprecherischer Enkel Wilhelm II. überschätzte sich. So entstanden Komplexe wie sein sogenanntes persönliches Regiment, geprägt von der Vorstellung, er wisse alles besser; oder die Idee, sich selbst als großen Kurfürsten oder gar als Fridericus Rex zu inszenieren, als Inkarnation Friedrichs des Großen. Und das Furchtbare an all diesem Budenzauber – er glaubte daran!

SPIEGEL: Würden wir Kaiser Wilhelm II. aus heutiger Sicht eigentlich als psychisch labil oder gar krank einordnen, war er manisch, hysterisch?

Stürmer: (lacht) Er hatte wohl etwas Pathologisches.

SPIEGEL: Der deutsche Kaiser seit 1888 war also nicht voll zurechnungsfähig?

Stürmer: So weit muss man nicht gehen. Aber sein Regime bot viele Verführungen. Er war in jener Zeit der Staatsschauspieler Nummer eins in Deutschland, er wurde allseits bewundert, ja angebetet. Er entsprach seiner Zeit: Begeistert von Technik und Wissenschaft, fühlte er sich modern. Die Politik damals forderte den großen Auftritt, den Glanz, die Krone, die Ordensschärpen. Vielleicht wäre er auch bei einer direkten Wahl mit

seinem Auftreten, seiner Theatralik, seinem politischen Sexappeal erfolgreich gewesen.

SPIEGEL: Hatte das Reich nach Bismarcks Abgang 1890 eigentlich ein Konzept für seine ausgreifende sogenannte Weltpolitik? Oder schwankte Deutschland gegenüber seinen Nachbarn unberechenbar zwischen Drohgebärden und Verständigungswünschen?

Stürmer: Die gesamte Weltpolitik war damals, wie heute auch, im Grunde eine Weltwirtschaftspolitik. Der Aufbau einer großen deutschen Flotte nach 1894 war dagegen rein machtpolitisch begründet, man wollte vor allem Großbritannien etwas entgegensetzen. Der Flottenbau war ein großer Fehler, wie damals schon der bedeutende Reeder Albert Ballin oder der Großindustrielle Walther Rathenau erkannten.

SPIEGEL: Kaiser Wilhelm II. liebte die Flotte, seine Flotte.

Stürmer: Wilhelm war ein Flottennarr. Er sammelte große Kriegsschiffe wie manche Reiche heute Rolls-Royce-Autos. Schauen Sie sich einmal den 100-Mark-Geldschein aus dem Jahr 1906 an: Darauf dampft die deutsche Flotte mit riesigen Rauchwolken an der Ostseeküste entlang, da sitzt eine Germania unter einer deutschen Eiche – das ist die Kampfflotte, die da in See sticht. Das war eine Schlachtflotte auf der Suche nach einem Gegner!

SPIEGEL: In der neueren Geschichtsschreibung gibt es die These vom deutschen Sonderweg. Gemeint ist damit, dass sich die Entwicklung der Demokratie in Deutschland wesentlich vom Weg der anderen europäischen Staaten wie England oder Frankreich unterscheidet. Was bedeutet das mit Blick auf das Kaiserreich?

Stürmer: Jede Nation geht einen Sonderweg. Wer den Briten erzählt, sie seien in ihrer Entwicklung völlig normale Europäer, der wird bei den Briten nicht ganz ernst genommen. Wer die »mission civilisatrice« der Franzosen als Normalfall ansieht, nimmt den Franzosen ihren »claim to fame«. Wer die Entwicklung der Demokratie als gerade Straße ohne Irrwege sieht, der versteht die Geschichte nicht.

SPIEGEL: Es gab Ihrer Meinung nach also keinen Sonderweg Deutschlands?

Stürmer: Schauen Sie, in Großbritannien hat sich das allgemeine gleiche Männer- und Frauenwahlrecht erst 1928 durchgesetzt ...

SPIEGEL: ... in der Französischen Republik am Ende des Zweiten Weltkriegs ...

Stürmer: ...und in Deutschland schon nach Ende des Ersten Weltkriegs 1919. Die These vom deutschen Sonderweg ist eine Plattitüde. Ja, es ist ein Sonderweg, aber alle Nationen haben ihre Sonderwege.

SPIEGEL: Kann man sagen, dass das Deutsche Kaiserreich stärker militaristisch und nationalistisch geprägt war als andere europäische Staaten damals?

Stürmer: Wie definiert man Militarismus? Im Deutschen Reich hat die Militärspitze immer wieder über die zivile Regierung hinweg entschieden. Die militärische Führung hat die politischen Implikationen ihrer Entscheidungen nicht gesehen, nicht in Rechnung gestellt, und die zivile Spitze, etwa der Reichskanzler, war nicht im Detail in die hochpolitischen Entscheidungen des Militärs eingeweiht. Das gilt nicht nur für 1914 und den Beginn des Ersten Weltkriegs, sondern schon für den Flottenbau ab den neunziger Jahren des 19. Jahrhunderts. Das Militär und die Politik haben nicht zusammengearbeitet. So etwas ist brandgefährlich. Der Flottenbau war eine vom Militär getragene, langsam wachsende, dann immer schrillere Aggression – vor allem gegen das Britische Empire.

SPIEGEL: Der Kyffhäuserbund, der Dachverband deutscher Kriegervereine, hatte 1913 rund 2,9 Millionen Mitglieder. War der Militarismus der kleinen Leute eine wesentliche Triebkraft, die 1914 zur Katastrophe des Ersten Weltkriegs führte?

Stürmer: Weniger eine Triebkraft, würde ich sagen, aber er ermöglichte den Krieg. Die Menschen liebten das Soldatenspielen, das war so schön bunt. Die liefen ja nicht in hässlichen Tarnanzügen rum, sondern in schicken Uniformen. Wann waren Männer besser gekleidet?

SPIEGEL: Jeder Junge wollte einen Matrosenanzug tragen.

Stürmer: Und das galt sogar in der Arbeiterschaft.

SPIEGEL: Die Menschen erfreuten sich an Uniformen, Waffen, Orden.

Stürmer: De facto balancierte die Gesellschaft am Rande des Abgrunds, aber für die Menschen sah es nur wie Soldatenspielen aus.

SPIEGEL: Was verführte die deutschen Eliten, aber auch die Masse der Bürger am Vorabend des Ersten Weltkriegs zu der Fehleinschätzung, ihre Weltmachtstellung sei unerschütterlich? Kaum jemand schien zu ahnen, dass das Reich knapp vor einer Katastrophe stand.

Stürmer: Die militärische Oberschicht des Kaiserreichs wurde erzogen nach dem Kriegsbild von 1871, heroisch, draufgängerisch. Dabei hätte sie es besser wissen können. Die schreckliche Vorlage für den Ersten Weltkrieg ist ja der Amerikanische Bürgerkrieg von 1861 bis 1865: mehr als eine halbe Million Tote, verbrannte Erde, Grabenkämpfe, unfassbare Brutalität. Diesen modernen Krieg haben die deutschen Militärs aber nicht studiert!

SPIEGEL: Die Fachleute waren naiv?

Stürmer: Damals war die Ansicht weit verbreitet, dass der sogenannte große Krieg sowieso kommt. Also sollte er beginnen, wenn das Kräfteverhältnis zwischen dem eigenen Land und dem Gegner günstig erschien. Schnell nach Paris und den Gegner besiegen, das war die Idee hinter dem Schlieffen-Plan, und dann Wendung auf der inneren Linie gegen die Russen.

SPIEGEL: Gab es denn keine warnenden Stimmen?

Stürmer: Doch, Rathenau, Ballin, auch der Schriftsteller Stefan Zweig. Aber ihre Mahnungen verhallten.

SPIEGEL: Die Masse der Menschen war blind siegesgläubig?

Stürmer: Ja, sonst wäre der Spruch »Ihr seid wieder daheim, wenn das Laub fällt« zu Kriegsbeginn im Sommer 1914 an die Soldaten nicht denkbar gewesen.

SPIEGEL: Haben die Menschen solche Voraussagen wirklich geglaubt?

Stürmer: Das haben sie erhofft. Welch ein furchtbarer Irrtum!

SPIEGEL: Herr Stürmer, wir danken Ihnen für dieses Gespräch.